KUNST

Ausverkauf des teuren Erbes?





BPK (L.); GERHARD RICHTER (R.)

Friedrich-Gemälde „Wanderer über dem Nebelmeer“, um 1818, Richter-Arbeit „S. mit Kind“, 1995

Die Idee klingt verlockend: Sollen Museen zu ihrem eigenen Unterhalt beitragen, indem sie Bilder aus dem Depot verkaufen? Da die Hamburger staatlichen Museen, allen voran die Kunsthalle, zwei Jahre nach der Entschuldung durch den Senat wieder in Millionenhöhe im Minus sind, kam dem Hamburger CDU-Politiker Karl-Heinz Ehlers die Eingebung: weg mit den lästigen Staubfängern im Archiv. Kunstsinnige Firmen könnten doch die Werke kaufen und künftig ihre Foyers mit ihnen schmücken. Der Stiftungsrat des Museums forderte die Kunsthalle prompt auf, eine Liste mit verborgenen Schätzen zu erstellen. Manche phantasierten schon davon, sich gar von Meisterwerken wie Caspar David Friedrichs „Wanderer über dem Nebelmeer“ zu trennen. Ausgerechnet Jürgen Blankenburg, den Vorsitzenden der Stiftung für die Hamburger Kunstsammlungen, die der Kunsthalle unter anderem drei ihrer acht Bilder der Serie „S. mit Kind“ von Gerhard Richter als Dauerleihgabe zur Verfügung stellt, beflügelten lockende Profitaussichten zu noch radikaleren Planspielen. Die Gemälde von Richter – dem teuersten zeitgenössischen deutschen Künstler – seien ohnehin überbewertet: „Jetzt ist der richtige Zeitpunkt, sich von den Bildern zu trennen.“ Der Präsident des Deutschen Museumsbundes Michael Eissenhauer lehnt den Verkauf von Kulturgut zum Stopfen von Haushaltslöchern schroff ab: „Die Bestände der Museen sind kein Rückhaltebecken, aus dem in Zeiten finanzieller Engpässe geschöpft werden kann.“ Museen trügen als „Hüter des kulturellen Erbes eine große Verantwortung gegenüber der Gesellschaft und ihrer Geschichte“, so Eissenhauer, der sich dabei auf die Statuten des Internationalen Museumsrats beruft. Die Forderung nach dem Verkauf von Kunstwerken zeige letztlich nur die „Phantasielosigkeit und Distanz zur Kultur“ der Politiker.

FERNSEHEN

Ein Leben mit Löchern

Am 11. März dieses Jahres erschoss ein Amokläufer an der Albertville-Realschule im schwäbischen Winnenden 15 Menschen, bevor er Selbstmord beging. Am Montag dieser Woche ist in der ARD (21 Uhr) eine eindrucksvolle Dokumentation von Stefan Maier über die Schrecknisse zu sehen. Sie verliert kein Bild und kein spekulatives Wort über den Täter. Diese bewusste Entscheidung stellt einen medialen Paradigmenwechsel dar: Der Autor will jeden publizistischen Nachruhm für den Täter verhindern. In der Dokumentation werden stattdessen die traumatischen Erlebnisse in den Statements von Eltern und Freunden der Opfer, von Rettern, Ärzten, einem Beerdigungsunternehmer und psychologischen Betreuern hautnah spürbar. Ihr Leben, sagt die Mutter einer erschossenen Schülerin, habe Löcher bekommen. Ein Notarzt berichtet, dass es auch den medizinischen Profis nicht möglich war, die Tränen zu unterdrücken. Den mit der Beerdigung beauftragten Unternehmer quälen noch heute die grausigen Bilder von den toten Schülern, die reglos und noch den Bleistift in der Hand auf den Schulstühlen lagen. Tröstlich sind die Beispiele dafür, wie Trauer Menschen auch zusammenbringt. In Foren prangern die Eltern der Winnenden-Opfer an, dass man in Deutschland privat Waffen und Munition besitzen darf, die elf Zentimeter dicke Backsteinmauern durchschlägt. Vor der Stuttgarter Oper haben Betroffene als Demonstration einen Container aufgestellt, in den Killerspiele entsorgt werden können – viele sind es nicht, wie der Film zeigt. Dafür protestiert in der Nähe die Piratenpartei im Namen medialer Freiheit gegen den Protest der Demonstranten aus Winnenden. 50 Schüler befinden sich dort noch heute in Therapie, 2 Lehrer sind aus dem Schuldienst ausgestiegen.



SWR

Gräber von Winnenden-Opfern